

»Der Mensch ist immer in Bewegung gewesen«, sage ich. Ich setze dabei keine interessante Miene auf, ich tue nicht so, als verkündete ich etwas Neues. Doch dann lege ich los, es ist ein Rätsel, woher plötzlich all die Wörter kommen, vor Kurzem noch fiel mir überhaupt nichts mehr ein. Und gerade noch habe ich allen Ernstes erwogen, der Gesellschaft ganz Adieu zu sagen.

»Die Finnen und Ungarn kamen aus der Mongolei«, höre ich mich zu dem Journalisten sagen. »Die Finnen zogen nach Norden, die Ungarn bogen ab nach Süden. Deshalb sind ihre Sprachen auch heute noch miteinander verwandt. Allerdings kommt diese Verwandtschaft vor allem in der Verwendung unverständlicher Wörter für Dinge und Begriffe zum Ausdruck, die sonst auf der ganzen Welt ziemlich ähnlich klingen. Weißt du, was *Polizei* auf Ungarisch heißt? *Rendőrség*. Telefon auf Finnisch? *Puhelin*.«

Der inzwischen etwas gesprächigere Lokalschriftsteller hält die Weinflasche über mein Glas. Ich nicke. Da ist der kritische Punkt. Oder eigentlich war er schon erreicht, als ich von der Toilette zurückkam. Alkohol oder kein Alkohol. Weniger oder mehr als drei, vier Gläser. Morgen ist ein neuer Tag. Ein voller Tag, das Programm, das mir im Taxi vom Flughafen in die Stadt in die Hand gedrückt wurde, habe ich zum Glück vergessen. Mit einem Kater, auch wenn er nur leicht ist, werde ich morgen keine Bäume ausreißen. Es wird ein Tag werden wie im Büro, wenn zu wenig Arbeit ist und die Uhrzeiger an der Wand still zu stehen scheinen. Aber jetzt ist jetzt. Man hat noch zu reden, auch ich.

»Warum die Finnen im Norden landeten und die Ungarn im Südosten, werden wir nie mehr erfahren. Ein Streit zwischen zwei Stammesführern. Wegen einer Frau wahrscheinlich. Vielleicht waren es sogar Brüder. »Ich gehe nach Süden, es ist mir hier zu kalt!«, schreit der eine. »Tu doch, was du nicht lassen kannst, du sturer Bock!«, schreit der andere und wendet sein Pferd gen Norden. »Und nimm die Hure gleich mit!«

Ich weiß nicht, woran es liegt, vielleicht ist das Wort *Hure* schuld, jedenfalls kommt es mir so vor, als würden mir jetzt nicht nur der Journalist und der Lokalschriftsteller zuhören. Die Gespräche der anderen sind verstummt, wer weiß, wie lange schon. Der einsilbige, ausländische Schriftsteller ist auf einmal der Mittelpunkt der Gesellschaft geworden. Am Ende des Abends werden sie darum würfeln, wer ihn zu seinem Hotel begleitet.

Ich lasse mir nichts anmerken und wende mich wieder halb dem Journalisten, halb dem Lokalschriftsteller zu.

»Dann kamen die Hunnen«, setze ich meinen Vortrag fort. »Oder vielleicht kamen die schon früher, das sei mal dahingestellt. Auf alle Fälle kam in Europa alles aus dem Osten. Die Goten, die Germanen – jahrhundertlang gelang es den Römern, diese ungebildeten Barbaren an den Außengrenzen ihres Reiches auf Distanz zu halten. In manchen entlegenen Winkeln sogar mit einer Mauer wie der des Kaisers Hadrian an der Grenze des heutigen Englands zu Schottland. Aber schließlich überwandten sie auch die. Und schlugen alles kurz und klein. Statuen, Tempel, Thermen, alle Zeugnisse der Zivilisation. Es ist ein Wunder, dass man in Rom heute noch Ruinen bewundern kann, offenbar war ihre Zerstörungswut schon abgeflaut, bevor sie sie am Kolosseum oder dem Forum Romanum auslassen konnten.«

Was von all dem wird wohl morgen oder übermorgen in der Zeitung stehen?, frage ich mich während einer kurzen Atempause, in der ich die Gelegenheit nutze, mein Glas zu leeren, und dem Lokalschriftsteller ein so gut wie unsichtbares Zeichen gebe, es nachzufüllen.

»Das Unheil kommt also immer aus dem Osten, das ist auch heute noch so, und das galt im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert auch für die Indianer Nord- und Südamerikas. Auch dort wurden Statuen und Tempel zerstört, mit ganzen Volksstämmen wurde kurzer Prozess gemacht. Wir sprechen heute so leichtthin von rückständigen und intoleranten Religionen, aber man versetze sich einmal in die Eingeborenen, in die Apachen und Sioux, hinein. Jahrhundertlang hat man Bisons gejagt, es gab ihrer auch immer genug, nie waren sie vom Aussterben bedroht, doch dann landen die Weißen in ihren Schiffen an den Küsten. Sie haben Gewehre, sie verbrennen die Totempfähle und schenken einem Taschentücher, die mit Windpocken und Masern infiziert sind. Im Nu gehört man zu einer aussterbenden Menschenart. Und die Weißen bringen noch etwas mit: religiösen Fanatismus. Die freudlosen Gebote der Reformierten des Nordens, aber auch den Missionierungswahn der südlichen Katholiken mit ihrer Inquisition und ihren auf dem Scheiterhaufen hingerichteten unbußfertigen Ketzern. Ob die Indianer in diesen in ihr Land einfallenden Massenmördern je die Befreier ihrer Kultur gesehen haben? Mit einem Schlag hatten die Eroberer achtzig Prozent der Ureinwohner massakriert, den Rest pferchten sie in sogenannte Reservate ein ...«

»Die Indianer waren aber ja auch nicht gerade Chorknaben.«

Ich blicke in das Gesicht einer schönen Frau mittleren Alters, mit der ich bisher noch kein Wort gewechselt habe, da sie ganz am anderen Ende des Tisches sitzt. Ich habe vergessen, wer sie ist, eine Verlagsangestellte, eine Journalistin oder vielleicht sogar die Frau des Verlegers. Bei solchen Gelegenheiten werden einem eben immer viel zu rasch viel zu viele Leuten vorgestellt. Ihre Namen hat man schon vergessen, wenn man ihnen die Hand drückt.

»Die Azteken, die Mayas, bestimmt keine netten, braven, friedliebenden Jungs«, fährt sie fort.

»Tausende wurden geopfert, um die Götter günstig zu stimmen. Jetzt besuchen wir ihre Tempel und Pyramiden, vergessen aber, dass es die ersten Vernichtungslager der Geschichte gewesen sind.«

Kaffee mit Cognac ist an der Reihe. Nein, eine zweite Runde Kaffee mit Cognac. Frisches Doping. Gesprächsdoping. Aber auch der reinste Raubbau am Gesprächsstoff. Heute Abend werde ich die mir zugemessene Anzahl Wörter weit überschreiten. Morgen bekomme ich die Quittung serviert. Morgen werde ich frostig und schweigsam sein, ungenießbar, nicht zuletzt für mich selbst.

Ich lächle die Frau an, kneife sogar die Augen kurz zusammen. Sie ist Anfang fünfzig, schätze ich. Sie trägt einen dunkelblauen Pullover, der weiße Kragen einer Bluse ist sichtbar. Ihr Haar ist hochgesteckt. Ich weiß jetzt auch, an wen sie mich erinnert: an Anna Karenina. Nicht an die Anna Karenina aus irgendeiner Verfilmung, sondern die Anna Karenina, wie ich sie mir vorstellte, als ich das Buch las.

»Du hast völlig recht«, sage ich auf Englisch, das zum Glück sprachlich keinen Unterschied zwischen dem Duzen und Siezen macht. Sie ist mehr eine »Sie«, kann aber durchaus eine »Du« werden, vielleicht schon heute Abend. »Es waren keine Chorknaben.«

Ich höre nicht auf zu lächeln, zweifellos sehe ich aus wie ein Idiot. Wenn mir nachher schlecht wird oder ich hier das Bewusstsein verliere, bringst du mich dann zu meinem Hotel?, frage ich sie in Gedanken, während ich sie immer noch anstarre. Die Stimmen der anderen nehme ich nicht mehr wahr. Ich höre nur noch das Sausen in den Ohren, das ich in den letzten fünfzehn Jahren immer höre, wenn die Umgebungsgeräusche wegfallen: Gehörschaden infolge jahrelanger Besuche von Popkonzerten in Paradiso und Melkweg, wie mein Hausarzt meint.

Und dann stehen wir auf einmal draußen. Es schneit. Die Schneeflocken fallen auf die glänzenden Pflastersteine, wie man sie überall im Zentrum der Stadt findet. Ich weiß ungefähr, wo ich bin: nicht in Finnland, sondern in einem vergleichbaren skandinavischen oder osteuropäischen Land, einer Stadt des Nordens, Oslo oder Stockholm, Reykjavik oder Sankt Petersburg. Ich weiß, wo mein Hotel ist: zwei Straßen weiter, dann nach rechts, schräg über einen kleinen Platz, da ist es. Aber ich blicke in die andere Richtung. »Ich weiß nicht genau, wie ich ...«

»Mach dir keine Sorgen, ich begleite dich.« Die Frau hat sich zu mir gestellt, sie trägt einen bis über die Knie reichenden Pelzmantel. Einen echten. Vegetarier würden einen Wutanfall bekommen, aber hier, in dem Land, in dem ich mich gerade befinde, passt es irgendwie. Ein Glück, denke ich, ein Glück, dass es noch Länder gibt, wo ein Pelzmantel noch etwas Normales ist, so normal und selbstverständlich wie in einem Roman des neunzehnten Jahrhunderts.

Sie hält mir eine Zigarettenschachtel hin. Ich habe am 12. November 1996 mit dem Rauchen aufgehört. Ich nehme mir eine, sie gibt mir Feuer, dann zündet sie sich selber eine an.

Der erste Zug hat die gleiche Wirkung wie der erste hinter dem Fahrradschuppen auf dem Schulhof. Ich habe das Gefühl, mich an irgendetwas festhalten zu müssen, um nicht umzukippen, und kurz fasse ich sie am Mantel.

»Aber hör mal ... Wer bist du ... sind Sie ... you?«

Ich mache eine unbestimmte Geste zu der Gesellschaft, die sich aufzulösen beginnt.

»Ich bin deine Verlegerin, Herman«, sagt sie. »Das heißt, mir gehört der Verlag. Ich kümmere mich um die Finanzen, mein Mann um die Schriftsteller. Dafür bin ich ihm dankbar, mir fehlt dafür die Geduld.«

Hier draußen in ihrem Pelzmantel ist sie Anna Karenina noch ähnlicher als vorhin im Restaurant. Sie erinnert mich noch stärker an die allererste Anna Karenina meines Lebens.

Das ist lange her. Anno 1973, in Finnland.

Es war keine ausgemachte Sache, dass ich an dem Abend zu dem Tanzfest im Dorf gehen würde. Zuerst hatte ich nur mit der Schulter gezuckt und in meinem besten Finnisch – ich war inzwischen einen Monat dort – gesagt, ich würde eigentlich lieber zu Hause bleiben.

»Aber es ist gut, Leute kennenzulernen«, sagte Matti. »Für dich. Leute in deinem Alter. Du kennst hier doch noch niemand.«

Matti hatte recht. Jedenfalls mit seiner Feststellung, dass ich nach einem Monat noch immer niemanden kannte. Gut, ich »kannte« die Männer vom Sägewerk, die ich inzwischen auch ganz gut verstand. In den Mittagspausen wurde ich beim Herumgehen der mit Spiritus gefüllten Milchflasche nicht mehr übergangen. Sie erzählten Geschichten vom Sowjetisch-Finnischen Krieg 1939 bis 1940. Die Russen hätten geglaubt, sie könnten Finnland in ein paar Tagen überrennen, aber da hätten sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die Finnen machten den Mangel an Waffen wett durch Cleverness. Einer der Holzfäller erzählte, wie er als Sechzehnjähriger hinten auf einen russischen Panzer geklettert sei, die Turmluke geöffnet und einen Molotowcocktail hineingeworfen habe. Die russischen Soldaten, die als lebende Fackeln nach draußen sprangen, seien eine leichte Zielscheibe für die im Birkenwald versteckten Scharfschützen gewesen.

Der größte der Holzfäller – ich sage bewusst nicht der dickste, denn es war kein Fett, was ihn so dick machte –, von dem es hieß, er könne ein Fass mit zweihundertfünfzig Litern Dieselöl von einem Anhänger heben, erzählte, was sie einmal mit einem solchen russischen Soldaten gemacht hatten, der sich aus dem brennenden Panzer gerettet hatte. Ein Junge noch sei er gewesen, vielleicht achtzehn, neunzehn Jahre alt. Mein Finnisch reichte nicht aus, um alles ganz mitzukriegen, doch ich füllte die Lücken mit Fantasie. Die anderen waren verstummt, wahrscheinlich hatten sie die Geschichte schon hundertmal gehört oder selber Ähnliches erlebt. Einer spuckte seinen Priem in den Schnee, ein anderer schüttelte den Kopf. »Was wollt ihr?«, sagte der Erzähler. »Es war schlimm, aber es war Krieg. Solche Sachen machte man einfach.«

Ich kannte noch ein paar andere Leute im Dorf, obwohl »kennen« ein zu großes Wort ist. Genauso wie »Dorf«. In Finnland ist von einem Dorf die Rede, wenn die Häuser drei statt dreißig Kilometer voneinander entfernt liegen. Im Winter schafften es nur die Traktoren durch den Schnee. Und die Pferdeschlitten, denn die waren 1973 in Finnland noch ein ziemlich normales Transportmittel. Die Briefe, die ich meiner Freundin in Amsterdam alle drei Tage schrieb, brachte ich auf Langlaufskiern zum einzigen, zwei Kilometer vom Bauernhof entfernten Briefkasten. Erst den Hügel hinunter und dann über den zugefrorenen See. Ich hatte noch nie in meinem Leben auf Skiern gestanden und fiel daher ständig hin, meist seitwärts, und es kostete mich immer die größte Mühe, wieder aufzustehen.

Manchmal fuhr ich mit dem Traktor zu anderen Bauernhöfen, um etwas abzuholen oder abzuliefern: eine Landmaschine, säckeweise Kunstdünger, Milchkannen. Die meisten der Bauern luden mich zum Kaffee ein. Die Gespräche verliefen immer nach dem gleichen Muster. Wie alt? Eltern? Geschwister? Mein Finnisch reichte gerade zur Beantwortung aus, aber damit ist auch schon alles gesagt. Es klang wie ein Formular, auf dem man alle Fragen nur mit Ja oder Nein beantworten kann. Meist stockten die Gespräche denn auch bald. Dass meine drei Schwestern und mein einziger Bruder Kinder aus einer früheren Ehe meines Vaters waren, konnte ich gerade noch sagen, aber ohne nähere Erläuterung hörte es sich irgendwie sündiger an, als es in Wirklichkeit gewesen war. Vielleicht bildete ich es mir nur ein, aber manchmal kam es mir so vor, als würden nach dieser Mitteilung die Gesichter der anfänglich noch lächelnden und interessiert zuhörenden Bauern für einen Moment erstarren. Sie sahen in mir vielleicht, was ich nicht war: ein sündiges Kind, hervorgegangen aus einer womöglich außerehelichen Beziehung meines Vaters. Jedenfalls hatte er seine erste Frau und vier heranwachsende Kinder im Stich gelassen, um seiner Lust auf eine viel jüngere und aller Wahrscheinlichkeit nach auch viel schönere Frau zu frönen. Mir fehlten die finnischen Wörter, um den Sachverhalt wahrheitsgemäß zu schildern. Mein Vater hat zuerst die Familie verlassen, hätte ich gern gesagt, als ob das etwas ausmachen würde, und erst danach ist er meiner Mutter begegnet.

Und dann die Geschwister, meine Schwestern und mein Bruder, so nannte ich sie, auch wenn sie es streng genommen nicht waren. Alles in allem war es also eine recht komplizierte Geschichte, die ich mithilfe von nicht mehr als vierzig finnischen Wörtern auf den umliegenden Bauernhöfen zum Besten gab. Nicht nur war mein Vater ein Sünder und ein Ehebrecher, ich selber war ein Einzelkind, auf das zweifellos all die gängigen Vorurteile zutrafen. Mehr noch als in den Niederlanden war das Einzelkind hier eine Ausnahme, eine Kuriosität. Vier bis acht Kinder waren die Norm, da konnte ich mit drei Halbschwestern und einem Halbbruder nicht mithalten. Oft habe ich gedacht, es sei besser, nichts zu haben als etwas Halbes. Allein das Wort: Es klang nach anderen Dingen, die halbvoll oder halbfertig sind. Nach Halbfettmilch, einem Produkt, das es allerdings anno 1973 noch nicht gab, schon gar nicht in Finnland, wo die Milch voll und schäumend direkt von der Kuh kam.

So landeten wir über die Geschwister zunächst bei meinem Vater und schließlich bei meiner Mutter. Was mein Vater beruflich machte, wollten die Bauern wissen, aber wieder reichte mein Wortschatz nicht aus, um ihnen zu sagen, dass mein Vater in diesem Jahr siebzig würde und also schon im Ruhestand war beziehungsweise ihn hätte genießen können, wenn er nicht immer noch jeden Morgen um halb acht aufstehen und zur Arbeit gehen würde. Mittendrin würden mir die Worte ausgehen, mein Gesicht würde rot anlaufen, ich würde zu stottern anfangen und schuldbewusst zu Boden blicken, als hätte ich mich nicht in der Komplexität der Erklärung, sondern in einem selbst gesponnenen Lügennetz verstrickt.

Deshalb beschränkte ich mich auf ein kurzes Pantomimenspiel, in dem ich auf einer imaginären Schreibmaschine tippte und obendrein noch einen ebenso imaginären Stapel Formulare ordnete.

Sie verstanden sofort, was ich meinte. »Ein Büro«, sagten sie, an das finnische Wort erinnere ich mich nicht mehr. »Dein Vater arbeitet in einem Büro.«